

Schicksalsjahre eines Ponypaars

Enthusiasmus hilft, manchmal: „Kaltstart“, das größte und unbekannteste Theaterfestival Norddeutschlands

Die Schwelle zwischen Enthusiasmus und Professionalität ist vermutlich der charmanteste Moment jedes Projekts. Wenn die Begeisterung noch ungebrochen ist, die Möglichkeiten scheinbar unbegrenzt und noch niemand vor Anspruchsdenken verkrampft – das sind die blaue Stunde der Jugend und die Tage, in denen Träume ihre stärksten Geschichten entwickeln. Das ist die Charme-Stufe von Norddeutschlands größtem und unbekanntestem Theaterfestival.

Beim Hamburger „Kaltstart“ wird in schwarz gekachelten Kellerräumen gespielt, wo man alle paar Minuten die Klospülung rauschen hört, oder in Bahn-Arkaden mit dem Takt donnernder Züge über dem Kopf. Es gibt keine Klimatisierung, aber dafür kann man kalte Getränke mit in die schweißdampfenden Vorstellungen nehmen. Keine professionelle Organisationsstrukturen, dafür hat man es mit einer Gruppe von engagierten Machern in blauen „Kaltstart“-T-Shirts zu tun, die stolz darauf sind, dass sie die Künstler dank neuer Sponsoren im fünften Jahr das erste Mal in einem St.-Pauli-Hotel unterbringen können.

Rund zehn Projekte an fünfzehn Spielorten werden pro Tag gezeigt, bis zu fünf schafft man hintereinander, denn die Spielorte befinden sich alle im und ums Schanzenviertel, Hamburgs Shopping- und Ausgeh-Adresse für Studenten der Coolness. Dieser Schwarm von Veranstaltungen besteht im Wesentlichen aus Auf-



Aus dem Leben eines Kiez-Machos – das Berliner Theater „Heimathafen Neukölln“ präsentierte in Hamburg sein Stück „Arabboy“ Foto: Lisa Kraatz

führungen, die im „richtigen“ Theater keine Luft unter die Flügel bekämen. Kantinen-Abende und Studien-Arbeiten, Liebhaber-Projekte von Staatsschauspielern und schräges Zeug von Hobby-Performern, Solo-Stücke und freie Produktionen. Durch den Zusammenschluss von vier Festival-Formaten unter dem Kaltstart-Logo (neben dem Namensgeber ein Ableger des Jeder-

mann-Festivals „Fringe“, die Projekte der Hamburger Theaterakademie unter dem Namen „Finale“ und ein Jugendlichen-Programm „Youngster“) sind mehr als 120 Aufführungen zu sehen, die nach Zufallsprinzip besucht werden müssen, denn über das meiste weiß man vorher gar nichts. So landet man in der Disco Waagenbau bei „Ponydressing“ – mit Kinderspielzeug, miesen Videoanimatio-

nen, kloppten Tänzen spielen zwei Frauen „Schicksalsjahre“ von zwei Ponys vor, beweinen heiße Pferdewurst für 2,80 Euro und krächzen Lieder wie „Finanzieller Ruin – ich tu's fürs Geld.“ Doch weil sie diesen Schmarren mit zwingender Überzeugung vortragen, wird aus dem scheinbaren Unvermögen ein unterhaltsames Steckenpferd.

Umgekehrt kann eine vielversprechende Idee ebenso schnell in sich zusammensinken, wenn Menschen ihre Originalität überschätzen. Der Versuch, mit zufällig gemixten Bildmotiven einen elterlichen Diaband zum Gagfeuerwerk zu machen, wie es Alexander Riemenschneider mit vier Schauspielern vorhatte, scheiterte am mangelnden Spontanhumor der Darsteller. „WER... (binichich)“, die experimentelle Psychostudie missbrauchter Kinder auf dem elterlichen Begräbnis der Berner Reckless Factory scheitert am Versuch, komplizierte Sachverhalte mit amateurhaften Mitteln darzustellen.

Doch auch Treffer sind möglich – „Arabboy“ zum Beispiel aus dem neuen Berliner Theater „Heimathafen Neukölln“ kann den großen Überdruß, den man so häufig beim gut gemeinten „MigrantInnen-Theater“ empfindet, in Zuschauer-Enthusiasmus verwandeln. Das Stück über das wahre Leben eines Kiez-Machos, wie ihn der Berliner Aggro-Rap so prototypisch zum Helden verklärt hat, ist eine brillante Autopsie gestörter Männlichkeit in einer lieblosen

Welt der Konfliktunmündigen. Vor allem Inka Löwendorf in ständiger Verwandlung zwischen Homie und Kopftuch-Mutter, Justizbeamtin und giggelndem Mädchen gibt diesem Drei-Personen-Stück den Horizont einer komplexen Sozialstudie – die von dem 19-jährigen Neuköllner Gewächs Hüseyin Ekici als Arabboy und Sinan Al-Kuri in weiteren Verwandlungen ideal ergänzt wird.

So wie „Arabboy“ maximal genau ist, so sind Klaus Gehres Miniaturshows maximal abstruse Zerstreuung. Mit Spielzeug, handgemachten Spezialeffekten, einer Fernsehkamera und dem Schauspieler Torben Kessler erzählt Gehre in „Komm süßer Tod!“ einen Krimi von Wolf Haas über mörderische Testamentsbetrüger im Wiener Rettungsdienst nach. Rund um einen Tisch mit den Requisiten der Firmen Barbie, Märklin und Radeberger Pils inszeniert die Kamera mit Großaufnahmen und Kessler mit grotesken Verwandlungen alles vom Zungenkuss bis zur Verfolgungsjagd mit überraschend einfachen Tricks. Das Gastspiel der Box des Schauspiels Frankfurt war vielleicht der schönste Beweis der ersten Festivalwoche, wie aus der kleinen Form der große Abend wird. Bis zum 25. Juli sind noch viele weitere Welten in Nusschalen am Kaltstart: Striptease und Kindermörder, Troja und Titanic, Pimps und Hölderlin, Alte Sehnsucht und Suicide Boys. Für jeden Fall gilt aber: Enthusiasmus garantiert. TILL BRIEGLEB